

Stefan Gärtner – Terrorsprache

Stefan Gärtner, Jahrgang 1973, verfasste 2006 als *Titanic*-Redakteur das sprachkritische Standardwerk »Man schreibt deutsch«. Er ist heute Kolumnist für *Titanic*, *Konkret* und die Zürcher *Wochenzeitung* und schreibt neben Romanen (»Putins Weiber«) und Pamphleten (»Benehmt Euch!«, mit Jürgen Roth) regelmäßig fürs *Neue Deutschland*, die *junge Welt* und die letzte Seite der *Taz*.
Mit familiärem Dank an Anna und Hans und kollegial-freundschaftlichem an Michael Ziegelwagner.

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
1. Auflage: Berlin 2021
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Druck: cpi books
Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign
ISBN: 978-3-89320-271-3

Stefan Gärtner

Terrorsprache

**Aus dem Wörterbuch des
modernen Unmenschen**



**Critica
Diabolis
289**

**Edition
TIAMAT**

Inhalt

<i>Vorweg</i>	9
massiv	18
lecker	21
zeitnah	27
feiern	31
lg	34
alles gut	37
du	43
dramatisch	48
scharfe Kritik	50
liefern, bespaßen, bespielen	53
insofern	58
nachvollziehen	62
entspannt, gefühlt	66
angefasst	69
Philosophie	71
zu wollen	73
perfekt	77
Trump-Sohn	80
Geld in die Hand nehmen	82
Kids, Jungs, Mädels	85
nice, yes	88
erfolgreich	91
Chaos	92
maximal, absolut	94
sensationell, mega	97

Kiga, kreieren	99
disruptiv	103
starke Kinder	107
macht süchtig/glücklich	110
wir	112
gern	116
spannend, darstellbar	118
zunehmend, verheerend	120
zwanzigzwanzig	122
Erwartungshaltung, Stimmungslage	123
Exkurs I: Power	125
Exkurs II: *	129
genial	132
Am Ende des Tages	135

»Soviel und welche Sprache einer spricht, soviel und solche Sache, Welt oder Natur ist ihm erschlossen. Und jedes Wort, das er redet, wandelt die Welt, worin er sich bewegt, wandelt ihn selbst und seinen Ort in dieser Welt. Darum ist nichts gleichgültig an der Sprache, und nichts so wesentlich wie die façon de parler. Der Verderb der Sprache ist der Verderb des Menschen. Denn der Begriff des Menschen schließt die Möglichkeit (und Wirklichkeit) des Unmenschen in sich. So hat der Mensch auch als Unmensch seinen Wortschatz, seine eigentümliche Grammatik und seinen eigentümlichen Satzbau. Sie ist – leider – keine fremde Sprache, aber dieses Wörterbuch hat die Aufgabe, die derjenigen der übrigen und gewöhnlichen Wörterbücher genau entgegengesetzt ist: es soll uns diese Sprache fremd machen ...«

Dolf Sternberger, »Vorbemerkung 1945« in Sternberger/
Storz/Süskind, »Aus dem Wörterbuch des Unmenschen«,
Neuausgabe 1968

»... hatte er ein merkwürdiges Gefühl, dass dies kein richtiger Mensch, sondern eine Art Puppe war. Hier sprach nicht das Gehirn eines Menschen, sondern sein Kehlkopf. Was dabei herauskam, bestand zwar aus Worten, aber es war keine menschliche Sprache im echten Sinne; es war ein unbewusst hervorgestoßenes, völlig automatisches Geräusch, wie das Quaken einer Ente.«

George Orwell, »1984«

»Wissen Sie, ich halte das nicht mehr aus. Es ist unerträglich. Ich kanns mir nicht mehr anhören. Dieses ständige Geschwätz. Entsetzlich.«

Rudi Löhlein in Polt/Müller, »Leberkäs Hawaii II«

Vorweg

»Man will doch nicht hohl und allgemein sein, sondern jedem doch gerne etwas Schickliches und Gehöriges sagen.« Goethe, zu Eckermann

»Von daher kann ich dazu nicht wirklich was sagen.« Matthias Opdenhövel, ARD Sport

Auch Bücher profitieren vom Zufall, und ich sehe, nach Jahrzehnten des Missbrauchs, zuwenig fern, um es nicht als schönen Zufall zu würdigen, an diesem Abend nicht nur vor dem Fernsehgerät, sondern auch einer geradezu schockierenden Reportage gelandet zu sein.

Eine Milchbauernfamilie im Norddeutschen möchte, nach in jeder Hinsicht ruinösen Jahren des wettbewerblichen Mehr und Größer, alles anders machen und nämlich kleiner werden: 50 Kühe in Weidehaltung, Hofladen, aus der Region und für die Region. Das Schockierende nun, als ich das sah und den ganzen Tag, wie schon die Tage zuvor, mit Kritik an den Zuständen im Sprachlichen zugebracht hatte, war, dass Bauer und Bäuerin wie Menschen sprachen. Sie sagte zwar manchmal »im Endeffekt«, ihm fiel mitunter ein kleines »Alles gut« aus dem Mund, aber sonst: keine Phrase, kein Spruch, und wenn, dann ein wundersam passender, tatsächlich origineller: Ihm, dem Bauern, komme es gerade so vor, als fließe das

Geld durchs Scheunentor hinaus, während es bloß durch die Katzenklappe wieder hereinkomme.

Da, wo ich wohne und nicht die Bauern, reden die Leute anders. Sie sind nämlich gebildet und auf dem laufenden, und es fällt ihnen schwer oder gar nicht ein, erwachsen zu werden. Sie haben Nachwuchs mit besonderen Namen und sind so angezogen wie die Kinder, wenn sie fünfzehn sein werden. Sie kaufen in den Bioläden, die einer wie unser Bauer beliefert, kriegen aber auf dem Spielplatz den Blick nicht vom Handy und sind froh, dass Abend für Abend vor der Glotze zu hängen kein Spießeralbtraum mehr ist, sondern, dank täglich neuer Qualitätsserien, Avantgarde. Sie leben frisch im Hier und Jetzt, und ihre Sprache ist so tot wie das überdüngte Feld, um das sich Bauer Katzenklappe sorgt. Wenn sie nicht nur aussehen, sondern sich auch so anhören wie Pubertierende, deren Slang aus Losungsworten besteht, liegt das daran, dass sie unangepasst bleiben möchten und das Diktat der Konventionsferne in eine neue Konvention übersetzen, die nicht sowohl unkonventionell als bloß einfältig ist.

Also gewinnen sie nicht, wie der Bauer aus dem Fernsehen, die Freude am Beruf zurück, sondern finden es gerade spannend im Job; finden Dinge nicht schlimm oder schön, sondern krass und geil; möchten nicht, dass die Kleinen gesund essen, sondern haben megaviel Stress, weil die Kurzen im Kiga immer noch Zucker kriegen. Moderne junge Eltern, die mit dem ersten Kind beginnen, sich hauptsächlich für Kinderärzte und Entwicklungsfortschritte zu interessieren (wenn auch nicht die eigenen), sehen nicht nur aus wie ihr eigenes Klischee, sie reden auch so. Eigentlich reden sie gar nicht: es redet aus ihnen.

Sprache wird hässlich. Begeistert, mindestens reflexhaft übernehmen die Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, zumal die akademisch gebildeten, die Versatzstücke des Leitartikels, des Reklamefunks, der Sportsendung, und von dem, was einmal Wortschatz war, lassen die Agenturen der Verblödung nur Kleingeld, eine »Non-Sprache« (Wolfgang Pohrt) übrig.¹

Das ist nicht allein das Problem der metropolitanen *Anywheres*. Hier fällt es aber krachend ins Gewicht, weil sie die Leute mit dem Studium sind, die es doch besser wissen müssten; weil sie diejenigen wären, die vielleicht davon gehört haben könnten, dass die Grenzen ihrer Sprache die Grenzen ihrer Welt sind; und die aber auf die Ahnung, ihre Grenzen seien viel enger, als es ihre sagenhafte Studiertheit und Internationalität vermuten ließen, mit einer Redeweise reagieren, die diese Grenzen verlässlich abbildet. Dass die weniger Studierten, mit soziolektalen Variationen, genauso reden und dass ja stets alle reden, wie alle reden – Konformität ist, mit Hannah Arendt (und dem gesunden Menschenverstand), das natürliche Bauprinzip aller Gesellschaft –, versteht sich und lockte uns nicht hinterm Ofen hervor, wenn das kommun restringierte Gequake nicht der Herrschaft so zupass kä-

¹ Keine neuere Entwicklung, glauben wir einem berühmten Gewährsmann: »Oder ist etwan die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze werth ist, den doch jeder Misthaufen genießt? – Elende Philister! – Was, in aller Welt, soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler und Zeitungschreiber diskretionäre Gewalt behalten, mit ihr zu schalten und zu walten nach Maaßgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes? [...] Alles greift zu, die Sprache zu demoliren, ohne Gnade und Schonung; ja, wie bei einem Vogelschießen, sucht jeder ein Stück abzulösen, wo und wie er nur kann.« Arthur Schopenhauer, Ueber Schriftstellerei und Stil. Parerga und Paralipomena, 2. Band, Berlin 1851.

me, die von Uniformität profitiert und sie nach Kräften produziert, allem zutiefst faulen Geschwätz vom Individualismus zum Trotz. Sie reden wie die Alternativlosigkeit, der sie sich fügen sollen, und indem sie so reden, fügen sie sich. Es hat vielleicht seinen guten Sinn, dass Bauer und Bäuerin H., die sich nicht mehr fügen wollen, auch nicht so reden.

Dieses Buch ist eine Denunziation und ist es auch wieder nicht. Was es denunziert, ist das Allgemeine, nicht das Besondere, denn der Einzelfall ist erheblich nur als Teil eines Ganzen. Wer sich, an dieser oder jener Stelle, wieder- oder gar ertappt findet, darf gern drüber nachdenken, muss aber nicht beleidigt sein, denn es macht ihn nicht pauschal schlecht, böse oder unkritisch, wenn er Dinge gern nachvollzieht oder das Essen beim Inder neulich superlecker fand, sowenig wie die Kita eine schlechte Kita ist, weil sie um zeitnahe Besorgung von Bastelkram bittet. Der Einzelfall, er zählt nicht viel; erst wenn und weil alle in aller Sturheit mitmachen, ist es nicht egal. »Wörter sind nicht unschuldig, können es nicht sein«, heißt es in der Vorbemerkung zum 1957 erweiterten »Wörterbuch des Unmenschen« von Sternberger, Storz und Süskind, »sondern die Schuld der Sprecher wächst der Sprache selber zu, fleischt sich ihr gleichsam ein.« Und fordert ein Papier, das u.a. der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte unterzeichnet hat, dass Kitas und Grundschulen, es war Pandemie, nicht nur »zeitnah« wieder öffnen, sondern auch »ohne massive Einschränkungen«, dann möchte man meinen, dass es hier mit der Bildung schon vorbei sei, die nämlich eine ästhetische oder gar keine ist.

Markus Metz und Georg Seeßlen vermuteten in ihrem großen Buch »Blödmaschinen. Die Fabrikation der Stu-

pidität« (Berlin: Suhrkamp, 2011) bereits, der Turing-Test auf Nichtunterscheidbarkeit von künstlicher und menschlicher Intelligenz werde »in absehbarer Zeit häufiger positiv ausfallen, nicht so sehr, weil die Maschinen immer mehr Menschen verstehen, als vielmehr deswegen, weil die Menschen immer maschineller funktionieren, sprechen und denken«. Mein nach Umfang und Gedanke etwas kleineres Buch, dem derselbe Eindruck zugrunde liegt, hätte also auch »Maschinensprache« heißen können, wie schon Gottfried Benn seinerzeit den »Roboterstil« beklagte. Falls wir uns noch trauen wollen, überhaupt von Stil zu sprechen; ein Blick aus dem Fenster auf Funktionsjacken und Panzerwagen, gewalttätig und würdelos beide, und wir trauen uns nicht.²

Die Einschränkung, der Einzelfall sei ohne Belang, gilt nicht für die Profis am Schreibtisch, hinterm Mikro, vor der Kamera. Sie sind, soweit sich das im Wissen, was Kulturindustrie ist, plan sagen lässt, schuld. Sie schreiben und sprechen so und müssten so nicht schreiben und sprechen; es müsste ihnen wehtun, aus toten Wörtern tote Sätze zu bilden, die jetzt schon klingen wie vom Algorithmus produziert. Andererseits sind die Profis auch bloß Angestellte des Betriebs, der ja nun einmal kein revolutionärer ist, sondern möchte, dass alles so bleibt. Er kann

² Leider ist es nicht meiner, sondern wiederum Schopenhauers Gedanke (ebd.), die Unlust, sich noch irgend zu kleiden, korrespondiere mit der Unlust, sich sprachlich auszudrücken: »Die Deutschen hingegen zeichnen sich durch Nachlässigkeit des Stils, wie des Anzuges, vor andern Nationen aus, und beiderlei Schlumperei entspringt aus der selben, im Nationalcharakter liegenden Quelle. Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verräth, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil, eine beleidigende Geringschätzung des Lesers«, allgemein: des Adressaten.

mit formierter Rede, s.o., also gar kein Problem haben und hat es auch nicht. Gegen sein schlechtes Deutsch anzugehen, nein: anzurennen wäre ohne Aussicht, wenn die Bemühung nicht ihren Grund in sich selbst hätte. Halten wir es hier mit Nietzsche («Morgenröte«, 550), ist es ja nicht das Ende vom Lied, dass die Wirklichkeit hässlich ist, sondern vielmehr so, »dass die Erkenntnis auch der hässlichsten Wirklichkeit schön ist, ebenso dass wer oft und viel erkennt, zuletzt sehr ferne davon ist, das große Ganze der Wirklichkeit, deren Entdeckung ihm immer Glück gab, hässlich zu finden.« In ganz diesem Nietzscheschen Sinn – »Das Glück der Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt« – berichtete der späteste Adorno nicht nur von der »universalen Unterdrückungstendenz«, die »gegen den Gedanken als solchen« gehe, sondern auch vom Glück, ihn zu haben, »noch wo er das Unglück bestimmt: indem er es ausspricht. Damit allein reicht Glück ins universale Unglück hinein. Wer es sich nicht verkümmern lässt, der hat nicht resigniert.«

Die Phrase, wusste Kraus, der schon seine Welt für einen »großen Wortmisthaufen« zu halten allen Grund hatte, ist der Tod des Gedankens. Die, die noch nie eine Zeile Kraus gelesen haben, wissen heute zwar über Orwell Bescheid, doch wie sie sich faselnd seinem Neusprech nähern, einer Kurzsprache, ausdrücklich zu dem Zweck geschaffen, das Denken mit der Wurzel auszureißen, dafür fehlt ihnen ebenjener Sinn, den die konforme als Terrorsprache liquidiert. Ob der Umstand, dass das heute keiner diktatorischen Verfügung bedarf, sondern, flankiert von Presse, Glotze, Werbung, wie von selbst geht; ob der blindwütige Wille der Sprachgemeinschaft, sich dieser ganzen störenden Nuancen und Valeurs und Möglichkeiten, ja: sich dieser Schönheit als Freiheit zu entledigen, nun für die freieste Gesellschaft aller Zeiten

spricht oder eher dagegen, ist eine Frage, die nicht mehr stellen zu können heißt, sie beantwortet zu haben.

Sich gegen Terrorsprache zu wenden bedeutet, die Verblödung, die von Terrorsprache ausgedrückt und durchgesetzt wird, um so weniger zu akzeptieren, als Dummheit, um wiederum (und nicht zum letzten Mal!) Adorno zu bemühen, keine Naturqualität ist, sondern sich Gesellschaft ganz verdankt. Die »kreuzdumme Fertigteilsprache« (Heinz Strunk), wie sie die Instanzen über allen auskübeln, die sich nicht wehren können oder wollen, und die von ihren Opfern ohne Arg reproduziert wird, als Ausdruck von Unfreiheit, des Unwahren zu erkennen wäre ein Anfang. Denn am Ende, schreiben Metz und Seeßlen, »steht einerseits Stupidität als gesellschaftlich nutzbares Gut, das Regierung möglich macht, Profit erzeugt und den Widerspruch zwischen beidem aufhebt. Und andererseits steht da eine neue Art von Mensch, der mit dem, was er hätte werden können, nur noch den Namen und eine unscharfe Ähnlichkeit der Gestalt gemeinsam hat.«

Der Un-Mensch eben.

Der, nebenbei, ziemlich genau so aussieht und klingt wie der Sportfernsehjournalist Matthias »Opdi« Opdenhövel, dessen »penetrant-augenzwinkernden Ekeljargon« als »Symptom« auszuleuchten David Schuh in der *April-Titanic* 2015 auf sich genommen hat. Was »gewiss ›kein Kindergeburtstag‹ (Opdi)« war, »denn O-Ton Opdenhövel ist halt immer Oh-no-Ton: ›Da merkt man, wie der brennt für irgendwas; als er dann gefragt hat: So, Opdi, hast du Bock, das zu moderieren?, hab' ich gesagt: Das klingt eigentlich ganz geil.« Und immer so weiter, die »Kirmesvokabelsoße« (Schuh) fingerdick auf alles drauf:

»12,1 Prozent im Schnitt sag ich da nur. Das ist ganz locker durch die Hose geatmet über Senderschnitt.« / »Ich stehe in Sachen Fußball voll im Saft, da lasse ich keine Panik aufkommen.« / »Ich hab' den Traum auch vorher schon in dem Sinne gelebt, dass ich, ich hab' ja auch schon vorher Fußball-Bundesliga gemacht.« / »Ein Wagenrennen mal live im Fernsehen zu übertragen find' ich auch sehr sexy.« / »Ich find's grad sehr, sehr sexy, immer frisch geshaved zu sein.« / »... hat sich bei mir eigentlich immer alles ganz charmant entwickelt.« / »Man kann wirklich was mitnehmen.« / »Ist ein Leckerchen.«

Schuh begründet in seinem nicht genug zu preisenden Text Opdenhövels Aufstieg damit,

»dass das Publikum ausschließlich aus seinesgleichen besteht und die horizontale Blickrichtung angenehmer ist als die vertikale, so grasnarbenniedrig die gemeinsame Augenhöhe auch sein mag. [...] Die Misere des in seiner Allgegenwart nervtötenden ›flotten‹ Spruchs, des ewig launigen, vom Verursacher wohl tatsächlich als ›locker‹ oder ›frech‹ oder ›schlagfertig‹ empfundenen, abgeschmackten, im Kern vulgären Dauergeplappers inkarniert in Matthias Opdenhövel. Als wirkmächtiger Multiplikator ist er mitverantwortlich für jene schlimmen Zustände und lädt damit eine Schuld auf sich, die abzutragen sieben Menschenleben kaum ausreichen.«

Denn Fun, wir wissen es, ist ein Stahlbad und ein Bademeister wie Opdenhövel der leibhaftige, sehr locker durch die Hose geatmete Betrug am Glück.

»So ist dies Buch zustande gekommen, aus Eitelkeit weniger, hoffe ich, als wejen Ausdrücken« (Victor Klemperer, LTI). Es ist für meine beiden Söhne, die hoffentlich werden, was sie werden können; meine Frau; den Badesezialisten Jürgen Roth, Frankfurt am Main; und die Bauernfamilie Habbena, der ich im Endeffekt und aus Herzensgrund alles Gute wünsche.

massiv

Man fühlt sich ja, was Sprachbetrachtung anlangt, sehr oft sehr alleine auf der Welt; geradezu geht es einem wie Veronica Cartwright am Schluss von »Die Körperfresser kommen«, als sie im Heer der Entseelten plötzlich Donald Sutherland entdeckt, der dann aber mit ausgestrecktem Zeigefinger und dem monströsen Brüllen der invasorischen Außerirdischen darauf aufmerksam macht, dass er längst so entseelt ist wie alle anderen.

Wie schön mithin, dass wem was auffällt, was einem selbst schon aufgefallen ist, ohne dass es bislang jemand anderem aufgefallen wäre. Nun ist es Arno Frank in der *Taz* aufgefallen, dass sich »durch die Straßen der Kommunikation« neuerdings »ein massives Adjektiv« schiebe, »das alle anderen Wörter massiv beiseite rammt«. Und Frank ist gleich die passende Metapher eingefallen: »der SUV der Sprache«.

Auch wenn »das SUV« ein Quentchen richtiger wäre: »massiv« ist in der Tat eine der höllischsten Vokabeln der Gegenwart, ein, wie Frank schreibt, »Dringlichkeitsverstärker«, also ein Wort von der Sorte, wie sie Journalisten und Journalistinnen lieben, weil nur die Dringlichkeit eine Nachricht macht und die Leute nichts hören wollten, wenn sie denn im Ernst einmal zuhören müssten: »Frau mit Anrufen belästigt«, »Gaffer behindern Feuerwehr« oder »Regierung kritisiert«? Alles keine Nachricht mehr, wenn die Frau nicht *massiv* belästigt, die Feuerwehr *massiv* behindert und die Regierung *massiv* kriti-

siert wurde. Es ist der SUV im Fuhrpark unserer Sprache, mit *massiv* fährt man alles platt.« Nämlich noch den letzten Rest von Dezenz und Delikatesse als der Bereitschaft, nicht immer irgendeines, sondern vielleicht das passende, prüfende Wort zu wählen.

Die Absicht des Journalismus, sich auf keinen Fall auf Feinheiten einzulassen, kommt in der Begeisterung fürs bedingungslos Massive zu sich selbst. Das geht bis zur Selbstparodie: So soll der Fußballer Özil, in Körperbau und Spielanlage das Gegenteil aller Massivität, zu Schulzeiten »massiv aus dem Fenster geträumt« haben, und niemand kam und haute der massiver Sprachbeherrschung immer unverdächtiger werdenden *Süddeutschen* die Tastatur aus der Hand. Aber das zeigt das Wörtchen an und drückt es aus, dass kein Entrinnen ist; dass noch die Träume, als massive, gar keine sind, sondern nur mehr die Reproduktion ewigen »So-Seins« (Adorno), das so unverrückbar, unbezwinglich und monumental vor uns steht, dass Kollege Frank gar keine Wahl hatte, als auf die Parallele zu kommen und zu sehen, was nur die Blinden nicht sehen: »Insofern ist *massiv* verschwistert mit »alternativlos«, einer milderer Variante autoritären Sprechens.«

Insofern sei »insofern« hier gestattet³ und ist es nur folgerichtig, dass unsere erzliberalen Medien sich dem schlechterdings Massiven so verschrieben haben, wenn Liberalität bedeutet, alles zu dulden unter der Voraussetzung, dass alles so bleibe und nur das Klima sich »massiv verändert« (*FAZ*). Es ist deshalb ganz sinnlos, »massiv« als Generalvokabel massivster Alternativlosigkeit zu schmähen; denn nicht bloß wäre es massiv naiv zu glau-

3 Anders als auf S. 58 ff.

ben, unsere massiven Betonschädel in und vor den Apparaten würde das auch nur in minder massiver Weise kümmern. (Deshalb fahren auch alle SUV, obwohl es dumm und falsch ist. Die Welt ist aber dumm und falsch, und also bitte.) Nein: Massiv ist das, was der Fall ist, ist die Mauer in den Köpfen und um die Welt. Wäre die Welt, wie wir sie kennen, nicht mehr massiv, sie wäre im selben Moment überhaupt nicht mehr. Denn eine massive Revolution, was sollte das anderes sein als der Quatsch, den sie zu beenden hätte?